

„Raus aus der Opfermentalität“

Entwicklungshilfe hat in Afrika viel Schaden angerichtet, sagt **Auma Obama**. Warum sie Arm und Reich neu definieren will und wovon Jugendliche in Kenia träumen, erzählte die Halbschwester des US-Präsidenten **Verena Kainrath**.

STANDARD: Sie engagieren sich über Ihre Stiftung Sauti Kuu für benachteiligte Kinder in Kenia. Wie hilft man Jugendlichen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen?

Obama: Indem man ihnen zuhört, über Identität und Selbstbewusstsein redet und sie provoziert, Stellung zu nehmen. Viele wissen oft nicht, dass sie eine Stimme haben und das Recht auf eine Meinung. Es geht dabei auch darum, Charakter aufzubauen.

STANDARD: Sie kämpfen gegen die Opferrolle, in der sich viele sehen ...

Obama: Die Identität, die man aus einer Entwicklungshilfe bekommen hat, die immer gegeben hat, ohne Gegenleistungen zu fordern, hat viel Schaden angerichtet. Viele Menschen, vor allem in ländlichen Gebieten, halten sich für Opfer der Armut, obwohl sie Land haben – eine wertvolle Ressource. Wir müssen raus aus dieser Opfermentalität. Es gilt, die Verantwortung zu übernehmen für das, was mit dem eigenen Leben passiert.

STANDARD: Haben Sie selbst in Ihrer Jugend niemals an Ihren Fähigkeiten und Möglichkeiten gezweifelt?

Obama: Ja, natürlich. Jeder junge Mensch zweifelt irgendwann an sich selbst. Ich hatte Glück im Unglück: Ich musste handeln, ob ich wollte oder nicht. Ich habe früh erkannt, dass sich dadurch etwas ändert. Mit acht Jahren habe ich die Stellung der Frau in Bezug auf die Gleichberechtigung hinterfragt. Mit 13 musste ich mein Leben selbst in die Hand nehmen. Dabei hatte ich jedoch viele Vorbilder, Menschen, die an mich glaubten.

STANDARD: Wie sehen Sie heute die Rolle der Frau in Kenia?

Obama: Sie ist und war schon immer sehr vielfältig. Die afrikanische Frau ist sicher kein Opfer.

STANDARD: Wie wäre Ihr Leben verlaufen, wenn Sie einst nicht gegen Wissen und Willen Ihres Vaters Kenia verlassen und in Deutschland studiert hätten?

Obama: Ich weiß es nicht. Aber ich glaube, ich hätte auch in Kenia Wege gefunden, um zu erreichen, was ich erreicht habe, auch wenn ich es anders getan hätte. Man muss, um sein Leben zu ändern, nicht ins Ausland.

STANDARD: Was erzählen Sie jungen Afrikanern, die sich ein besseres Leben in Europa versprechen?

Obama: Ich sage ihnen, dass es nur ein Traum ist, dass die Realität zu meist anders aussieht. Vielmehr geht es darum, zu wissen, was man vom Leben will und was der beste Weg ist, um dies zu erreichen. Jugendliche, mit denen wir arbeiten, wollen vor allem weg vom Land in die Stadt, nach Nairobi. Europa ist für sie kein Begriff.

STANDARD: Wovon träumen Jugendliche in Kenia?

Obama: Jeder junge Mensch will

ein gutes Leben, will Geld verdienen können, ein Dach über dem Kopf, finanziell unabhängig sein. Fragt man ein sechsjähriges Kind in Kenia, warum es in die Schule geht, sagt es, dass es irgendwann einen Job haben will, um Geld zu verdienen. In Europa ist die Antwort meist, dass Papa und Mama wollen, dass es in die Schule geht. Ich pauschalisiere, aber die Verbindung Schule und Wohlstand ist in Kenia eine andere.

STANDARD: Die Kluft zwischen Arm und Reich ist tief in Ostafrika. Wie rasch wächst die Mittelschicht?

Obama: Ich sehe eine große Mittelschicht mit finanziellen Sorgen. Es spießt sich beim Management der Infrastruktur und der Beschaffung von Arbeitsplätzen. Das alles überlassen wir vielfach der humanitären Entwicklungszusammenarbeit, obwohl es ein Teil der wirtschaftlichen Gespräche in Kenia sein müsste. Geld ist im Land. Der Lebensstandard ließe sich erhöhen, wenn wir den Fokus ändern, uns auf nachhaltigere wirtschaftliche Entwicklung konzentrieren.

STANDARD: Sie haben in Ihrem Studium die deutsche Arbeitsauffassung analysiert. Was unterscheidet diese von jener in Kenia?

Obama: In Deutschland hat Arbeit mit Pflicht zu tun, mit der eigenen Ehre und Identität. In Afrika arbei-

tet man, aber definiert und identifiziert sich weniger darüber. Was ein Problem sein kann, da es nicht gleich dem eigenen Ruf schadet, wird Arbeit weniger gut erledigt. Ich wünsche mir hier manchmal ein bisschen mehr Pflichtgefühl.

STANDARD: Sehen Sie in Ostafrika viel Unternehmergeist?

Obama: Auf jeden Fall. Die Leute arbeiten sehr, sehr hart. Kleine Betriebe auf der Straße, genannt Jua Kalir, erhalten die Wirtschaft. Sie stellen die meisten Arbeitsplätze.

STANDARD: Es gibt starke Familienbande und Verantwortung, alle finanziell mitzutragen. Manche sagen, dass dies den Aufstieg Einzelner und Unternehmertum bremst.

Obama: Es kommt darauf an. Verdient nur eine Person, dann wird es schwierig. Ich sehe das Problem darin, dass sich viele Familien auf dem Land als arm definieren, obwohl sie unbebautes Ackerland besitzen. Der einzige Sohn oder die Tochter arbeiten in der Stadt, müssen Geld nach Hause schicken. Letztlich können sich alle nicht erhalten. Wir müssen den Begriff von Arm und Reich neu definieren und die ländlichen Ressourcen stärker wertschätzen.

STANDARD: Spüren Menschen in Kenia die Wirtschaftskrise in Europa?

Obama: Natürlich, weil viele Leu-

Mit 13 wusste sie, dass sie ihr Leben selbst in die Hand nehmen muss, sagt Auma Obama. Der Schritt in die Politik reizt die Soziologin und Germanistin nicht.

Foto: AP / Axel Schmidt



te ihre Familien von Europa aus unterstützen, weil weniger Geld nach Afrika fließt. Was die Banken betrifft: In Kenia sind die Möglichkeiten, rasch an Kredite zu kommen, mehr Geld auszugeben, als man hat, weitaus geringer. Banken haben mehr Instanzen, um diese Risiken zu reduzieren. Daher waren sie nie so stark in der Krise.

STANDARD: Sie sprechen in Interviews mittlerweile ungenügend über Ihren Halbbruder Barack Obama ...

Obama: Das hat mit Willen nichts zu tun. Es trägt nichts zum Thema an sich bei.

STANDARD: Warum hat Sie selbst nie der Schritt in die Politik gereizt?

Obama: So wie ich arbeite, erreiche ich so viel, wie ich denke, dass ich kann. Ich hoffe, dass ich damit das Richtige mache.

AUMA OBAMA (52) wurde in Nairobi geboren. Sie lebte 16 Jahre lang in Deutschland, studierte über ein Stipendium Germanistik und Soziologie, promovierte in Bayreuth und absolvierte die Deutsche Film- und Fernsehakademie. Sie arbeitete als Dolmetscherin und Journalistin. In England leistete sie soziale Jugendarbeit. Heute lebt die Halbschwester des US-Präsidenten Barack Obama, den sie im Alter von 24 kennenlernte, in Kenia, wo ihre Stiftung Sauti Kuu Jugendlichen hilft. Obama referierte auf Einladung der Rewe in Wien über Nachhaltigkeit.